Afrikanische Helden.

Persönliche Erinnerungen von Africanus minor.

(Schluß.)

III. Der Galgenstrick.

Die Kuppe des „Kaiser-Wilhelm-Berges" stand in der roten Glut der aufgehenden Sonne. Vor mir im Tal schimmerten durch das Grün der Bäume die weißen Häuser von Okahandya. Nach zehntägigem scharfen Ritt zur Aufspürung versprengter Hererotrupps kehrte ich mit meiner Patrouille zur Etappe zurück.

Die müden Gäule schritten lebhafter aus. Sie witterten die kommenden Ruhelage. Mein Schimmel schwang sich sogar zu einem fröhlichen Gewieher auf. Er mochte die Vision einer Schwelgerei in Hafer haben. Auch ich riß meine durchgerüttelten Knochen unwillkürlich straffer zusammen. Das machte der Gedanke an ein Bad, einen sauber gedeckten Tisch und an ein richtiges Bett, — wenn es auch nur ein einfaches Feldbett war.

Zur Linken zog das Flußbett des Swakop sein weißes, grün gesäumtes Band um den Fuß des Berges. Ueber dem Ufergestrüpp reckten ein paar alte Kamelbornbäume ihre starren Aeste und dornengespickten Zweige.

An dem weit ausladenden Aste eines dieser Bäume hingen drei menschliche Körper. Die Leiber glänzten schwarz in der klaren Morgenluft, die Glieder schienen zu unwahrscheinlicher Länge gestreckt. Bei ihnen stand ein Posten mit aufgepflanztem Seitengewehr, nicht weit davon zwei, drei andere Leute in der Uniform der Schutztruppe.

Dort war bei Sonnenaufgang ein Strafgericht vollzogen worden. Der heimtückische, mit bestialischer Grausamkeit vollzogene Mord an weißen Männern hatte seine gerechte Sühne gefunden.

In einem Lande, in dem alle Dinge so hart gegeneinanderstehen, wie in Südwestafrika, stumpft man leicht ab. Es regte sich kein Gefühl des Abscheues oder der Erschütterung in mir beim Anblick der Gehängten.

Gleichgültig wollte ich vorbeireiten, da sah ich einen Offizier quer vom Platze der unweit gelegenen Feste her herüberkommen und hörte, wie er den wachhabenden Unteroffizier anrief.

Es war Graf Kaisersmarck, in der Heimat als einer unserer besten Herrenreiter, hier in der Kolonie durch seine verwegenen Patrouillenritte bekannt. Er sprach eifrig auf den Unteroffizier ein, der mir in halber Verlegenheit Einwände gegen das, was der Graf vorbrachte, zu erheben schien.

Neugierig näher reitend, höre ich den Grafen ärgerlich sagen:

„Machen Sie keinen Unsinn, Unteroffizier, und lassen Sie den Kerl abschneiden!"

„Es geht wirklich nicht, Herr Graf," beteuerte der Unteroffizier. „Es ist strenger Befehl, daß die Gehängten nicht vor Sonnenuntergang abgenommen werden."

Darauf der Graf:

„Sie können ihn ja wieder aufbaumeln!"

„Ich habe keinen Strick, Herr Graf," entgegnete der Unteroffizier.

„Wenn's weiter nichts ist," meinte Kaisersmarck, „dem Mangel kann leicht abgeholfen werden."

Er winkte einem der beiden zur Wache gehörenden Reiter und befahl ihm, vom Pferdedepot einen Strick zu holen.

Mir war der Zweck, den der Graf mit seiner kuriosen Forderung verfolgte, nicht klar. Ich ritt an ihn heran und begrüßte ihn. Dann fragte ich, was ihm daran liegen könne, daß einer der Gehängten abgeschnitten und wieder aufgebaumelt werde.

Kaisersmarck lächelte.

„Ich will nur den Strick haben."

Jetzt ging mir ein Licht auf, wie ich glaubte.

„Für Ihre Kuriositätensammlung aus dem südwestafrikanischen Aufstande?"

Der Graf zuckte mit den Schultern.

„Vielleicht," antwortete er lakonisch.

Der Reiter kam jetzt aus dem Pferdedepot zurück und die Prozedur der Abnahme des Körpers und des Wiederaufhängens mit dem neuen Strick wurde vorgenommen. Dem wachthabenden Unteroffizier war dabei offensichtlich recht unbehaglich zu Mute.

Graf Kaisersmarck nahm den Strick, in dessen Schlinge der Herero sein Leben hatte lassen müssen, steckte ihn in die Tasche, legte zwei Finger an die Mütze und sagte:

„Danke sehr, Unteroffizier!"

Dann ging er mit langen Schritten davon.

— — — — — — — — —

An der Mittagstafel im Kasino ging es an diesem Tage wie immer, laut und fröhlich her. Besonders Graf Kaisersmarck erzählte, gut gelaunt, eine seiner endlosen Schnurren nach der anderen.

Als der Mokka und der obligate Kognak serviert wurden und der Tischälteste, der Etappenkommandant Hauptmann Bech, sich zurückgezogen hatte, rief Kaisersmarck plötzlich:

„Meine Herren, ich halte eine Baccarat-Bank. Ordonnanz, Karten!"

Er war eine unverbesserliche Jeunesse. Das grüne Tuch des Spieltisches brachte sein Blut ins Wallen wie der grüne Rasen der Hindernisbahn.

Er rückte seinen Stuhl an den Spieltisch, zog einen Strick aus der Tasche, legte ihn auf den Stuhl und setzte sich darauf. Dabei sah er mich, mit den Augen zwinkernd, an und legte einen Finger auf den Mund.

Jetzt erst verstand ich. Ein alter Spieler-Aberglaube, der noch aus dem finstersten Mittelalter stammt, sagt, daß der Strick eines Gehängten, auf dem der Spieler sitze, ihm Glück bringe. Und der Graf war, wie alle Spieler, abergläubisch.

Er legte einen braunen Lappen auf den Tisch.

„Ein Banko von tausend Mark zu halten, meine Herren. Wer hält das Banko?"

„Banko!" rief der kleine Leutnant von Apell, der bei den Kasseler Husaren gestanden hatte.

Königsmarck drehte seine beiden Karten um. Es war Acht, — der kleine Schlag.

Apell drehte auf der einen Seite gleichfalls eine Acht um, — auf der anderen Seite schlug er eine Neun, — den großen Schlag. Königsmarck hatte die Hälfte seines Einsatzes verloren.

„Der fängt gut an," fluchte er. „Ordonnanz, noch einen Kognac!"

Das Spiel nahm seinen Fortgang. Nach einer Viertelstunde war der Graf fertig. Er hatte keinen gebogenen Heller mehr in der Tasche.

Darauf erhob er sich, nahm seinen Strick, betrachtete ihn nachdenklich und ging auf den Platz vor die Feste. Dort ließ er von Kafferjungens ein kleines Feuer anrichten, warf den Galgenstrick hinein und sah zu, bis er zu Asche verkohlt war.

— — — — — — — — —

Diese Geschichte hatte noch ein kleines Nachspiel.

Drei Jahre später erzählte es mir der Kriegsgerichtsrat, der die drei Uebeltäter hatte hängen lassen, am Afrikaner-Stammtisch im alten „Siechen" in der Behrenstraße in Berlin.

Jede Behörde in Südafrika wachte eifersüchtig über ihr Eigentum. So kam es, daß das Pferdedepot den auf Befehl des Grafen Kaisersmarck geliehenen Strick zurückverlangte, und daß die Intendantur, welche die Stricke zur Vollstreckung von Todesurteilen durch den Strang zu liefern hatte, nur zwei, statt deren drei, zurück erhielt. Bei der Inventaraufnahme ergab sich somit ein Defizit von einem Strick, das bei der Nachprüfung prompt von der Oberrechnungskammer in Potsdam entdeckt wurde. Der Heilige Bürokratius geriet darob in Zorn und fahndete auf den verschwundenen Galgenstrick. Nach einem mehrmonatlichen Schriftwechsel zwischen Oberrechnungskammer, Intendantur, Pferdedepot und verschiedenen untergeordneten Stellen, der zu einem ganzen Aktenberge anwuchs, und nach der verantwortlichen und zeuglichen Vernehmung von zahlreichen Ober- und Unterbeamtendieser Dienststellen wurde schließlich der Tatbestand festgestellt und Graf Kaisersmarck als der Schuldige eruiert. Inzwischen war er aber im Auftrage der Regierung zum Ankauf von Pferden nach Argentinien gegangen. Doch auch dort erreichte ihn der Arm der Gerechtigkeit oder vielmehr der Potsdamer Oberrechnungskammer. Man zog ihm bare 8 Mark und 50 Pfennige für den einer falschen Bestimmung zugeführten Galgenstrick von seinem Gehalt ab. Er schrieb mir später einmal darüber:

„Durch den Strick verursachter Spielverlust	2800 M.
Abzug am Gehalt	8,50 M.
Total:	2808,50 M.

„Ein kostspieliger Galgenstrick!"

— — — — — — — — —

Wie so mancher von unseren Reiteroffizieren, so ist auch Graf Kaisersmarck infolge des Schützengrabenkrieges, welcher der Verwendung von Kavallerie ein Ziel setzte, zur Fliegertruppe übergetreten. Vor wenigen Monaten stürzte er ab und starb den Heldentod fürs Vaterland.

IV. Der Rauhreiter.

Unter den Hottentottenführern, die während des Aufstandes in den Jahren 1904—1907 unserer Schutztruppe in Südwestafrika das Leben besonders sauer machten, ragte durch seine Verschlagenheit und Intelligenz der Kapitän Kornelius hervor.

Sichere Schlupfwinkel bot ihm das unzugängliche, fast noch unerforschte, westlich der Bahn Okahandya-Windhuk gelegene Komashochland. Von dort aus brach er mit seinen Orlogleuten hervor, schoß hier eine Patrouille ab, überfiel dort eine Proviantkolonne, war eine ständige Gefahr für die Eisenbahn und verschwand, kaum gesehen, spurlos wieder in den zerrissenen Schluchten des gewaltigen Bergmassivs. Kurz, er zeigte sich als ein Meister des Guerillakrieges.

Kornelius hatte während der ersten Phase des Hereroaufstandes noch in deutschen Diensten gestanden. Er war Vormann der Wagenkolonne gewesen, die einer Kompagnie von Hottentotten, die damals noch Heeresfolge gegen die Herero leisteten, beigegeben war. Der Kompagnieführer war der Kriegsfreiwillige Oberleutnant d. R. von Trotha, ein Neffe des Höchstkommandierenden, gewesen.

Trotha hatte sich den Wind schon scharf um die Nase pfeifen lassen. Sekt, Weiber, Jeu hatten ihn vor Jahren in Deutschland den bunten Kragen gekostet. Dann war er in die weite Welt gewandert und hatte abenteuernd alle Erdteile durchquert. Man wußte wenig von seinem bunten Leben, und die Fama wob zahllose Legenden um ihn. In Sumatra sollte er Zirkusdirektor, in Argentinien Pferdehändler, in Hongkong Rechtsagent, in Sibirien Pelzhändler gewesen sein. Mit den Buren hatte er gegen die Briten gefochten und sich der Kriegsgefangenschaft durch eine abenteuerliche Flucht entzogen. Was Dichtung und was Wahrheit war, ließ sich nicht recht auseinander halten, denn er selbst sprach wenig von sich. Aber Eines stand fest: Er war ein treuer Freund, ein zuverlässiger Kamerad, ein Kerl, der sich vor Tod und Teufel nicht fürchtete.

„Sein Kreuzkitz war seines Schwertes Knauf,
Sein Brevier seine Reiterpistole,
Seines Lebens erstes Gebet hieß: Drauf!
Sein Gebet: daß der Teufel es hole!"

Schließlich war er in die Heimat zurückgekehrt. An seinem Körper, obgleich aus Stahl und Eisen, waren die wilden Jahre doch nicht ganz spurlos vorübergegangen. Er suchte Ruhe und Erholung, wollte für den müden Leib wieder ein wenig Kräfte sammeln, mit denen er allzu verschwenderisch umgegangen war. In einem stillen Kurort fand er, was er suchte, fand mehr als das: die Frau, die seinem ruhelosen Leben ein Halt wurde, — fand das tiefe Glück einer deutschen Ehe.

Da entloderte der große Eingeborenenaufstand in Südwest, und Trothas heißes Abenteurerblut begann wieder zu stürmen. Als der Kaiser seinem Oheim, dem Trierer Divisionär, das Oberkommando übertrug, meldete er sich als Kriegsfreiwilliger.

Seine afrikanischen Erfahrungen und seine genaue Kenntnis der Eingeborenen, sein unerschrockener Wagemut und seine Vertrautheit mit den Schwierigkeiten des Geländes waren die Ursache, daß ihm die gefährlichsten Aufgaben in der Erkundung des Feindes übertragen wurden. Man unterstellte ihm eingeborene Hilfstruppen, und was er mit diesen auf seinen verwegenen Ritten leistete, grenzte oft ans Wunderbare. Wie er sich und seine Leute auf seinen häufig wochenlangen Streifzügen durch die Wildnis ernährte, blieb manchmal ein Rätsel. Trotz seiner eisernen Strenge und oft brutal erscheinenden Härte war es nicht nur die Furcht, sondern echte Anhänglichkeit und unbegrenztes Vertrauen in seine Führerschaft, die seine Hottentottenkompagnie zu einem unbedingt willigen und zuverlässigen Werkzeug in seiner Hand machte. Bald hieß seine Kompagnie allgemein in der Kolonie „die roten Rauhreiter", ihn selbst aber nannte man kurzweg den „Rauhreiter".

Zwischen ihm und seinem Vormann Kornelius hatte sich ein besonderes Verhältnis herausgebildet. Trotha erkannte bald die Intelligenz und die Fähigkeiten dieses stolzen Hottentottenhäuptlings und nützte seinen großen Einfluß auf seine Volksgenossen klug aus. In einem heißen Buschgefecht, in dem es zum Nahkampf kam, rettete er ihm das Leben. Das war für Kornelius der Anlaß, ihm Blutsbruderschaft anzutragen, die Trotha klugerweise nicht ausschlug. Von der Zeit an galt er unter den Hottentotten als einer der ihren.

Da sagte der Oberhäuptling Hendrik Witboi den Weißen den Krieg an. Ihm konnten auch die unter Trothas Kommando stehenden Hottentotten den Gehorsam nicht versagen. Trotzdem wurde das Leben ihres weißen Führers nicht nur bedroht, sondern es gelang seiner eisernen Energie und seiner Autorität sogar, seine Leute so lange zusammen zu halten, bis es durch die Ankunft weißer Truppen zur Flucht zu spät für sie war.

Nur Kornelius entkam.

Ein paar Tage darauf aber brachte ein Buschmann einen Brief von ihm an seinen „Blutsbruder" Trotha, in dem er erklärte, daß weder er noch seine Leute auf ihn schießen würden, so wie er erwarte, daß auch dieser es nicht tun würde.

Dann begann das gefährliche Treiben des Kornelius im Komashochland. Dem mußte schleunigst ein Ende gemacht werden. So wurden den von allen vier Himmelsrichtungen Truppen in Marsch gesetzt, um den schlauen Fuchs einzukreisen, ein Unternehmen, dessen Erfolg in dem unwegsamen und ausgedehnten Gelände nur eine Sache von Glück und Zufall war.

Da erbot sich der „Rauhreiter", direkt an das Lager seines alten Freundes Kornelius zu reiten und ihn unter Zusicherung seines und seiner Leute Leben zur freiwilligen Unterwerfung zu überreden. Das Oberkommando erkannte die Möglichkeit, auf diese Weise ohne unnützes Blutvergießen zum Ziel zu kommen und ließ den schon auf dem Marsch befindlichen Abteilungen den Befehl zugehen, den Angriff bis auf weiteres einzustellen.

Trotha aber suchte sich ein halbes Dutzend erprobter Bastardleute aus und ritt nur mit diesen los, um das Lager des Kornelius aufzuspüren.

Schon diese Aufgabe erforderte Geduld und die ganze Erfahrung eines alten Afrikaners. Systematisch suchte er die Fährte des Feindes zu schneiden, ritt kreuz und quer durch das unbekannte Gelände, pürschte vorsichtig von Wasserstelle zu Wasserstelle, fing sich in einer versteckten Buschmannswerft einen Führer und sah schließlich eines Morgens die Feldzontots der Hottentotten vor sich.

Der „Rauhreiter" ritt ruhig, als wäre es tiefster Friede, in das Lager ein. Dann ließ er absatteln, schickte die Pferde unter Bedeckung von zwei Wachen auf die Weide, ließ abkochen und sandte schließlich einen Boten zu Kornelius, um ihm seine Ankunft zu melden.

Der Hottentott sucht in jeder Lage seine äußere Ruhe und Würde zu bewahren. Als die kleine Schar sich ihren Weg durch die Pontoks suchte, war wohl der eine oder der andere der roten Krieger aufgesprungen und davongeeilt, oder er hatte eine halb unwillkürliche Bewegung nach der Waffe gemacht. Aber die kaltblütige Haltung Trothas und seiner Leute, die sich nicht das geringste um die Gaffer kümmerten, verblüffte und imponierte ihnen gleichzeitig so, daß sie neugierig abwarteten, was sich wohl ereignen würde.

Dann kam Kornelius selbst. Mit großen Schritten ging er direkt auf Trotha zu, reichte ihm die Hand und begrüßte ihn herzlich. Nach den Regeln der Hottentotteneitikette verriet er durch kein Wort seine Neugier hinsichtlich des Zwecks des unter den gegebenen Umständen so seltsamen Besuches. Und Trotha hütete sich mit der Tür ins Haus zu fallen. Er ließ sich bewirten, machte Gegengeschenke, saß mit Kornelius und seinen Unterkapitänen am Feuer, rauchte seine kurze Pfeife und unterhielt sich mit ihnen über die Regenzeit, über gute und schlechte Weide, über das Gedeihen des Viehs, über die Jagd, kurzum über alles, was das Leben des Eingeborenen ausfüllt, nur nicht über das, was doch am nächsten lag, — über den Krieg.

So vergingen zwei, drei Tage. Vorsichtig suchte sich Trotha nun seinem eigentlichen Thema zu nähern. Er frischte die Erinnerungen an die gemeinsamen Erlebnisse des Hererofeldzuges auf, fragte nach diesem und jenem, was damit in Zusammenhang stand, bedauerte, daß Kornelius ihn verlassen habe, und machte ihm freundschaftliche Vorwürfe darüber. Kurzum, gerade begann der „Rauhreiter" auf sein Ziel loszusteuern, da — — — fielen plötzlich außerhalb des Lagers Schüsse, die sich rasch zu einem regelrechten Infanteriefeuer steigerten. Die Kugeln pfiffen über ihre Köpfe, hier und da brach einer der Hottentotten zusammen, überall Geschrei und Durcheinanderlaufen und — — —

„Der weiße Mann hat uns verraten!" schreit einer der Unterkapitäne des Kornelius und schlägt das Gewehr auf den waffenlosen Trotha an.

Ehe Kornelius es hindern kann, kracht der Schuß und der „Rauhreiter" sinkt, mitten in die Sieben getroffen, zusammen. Den Unterkapitän aber fällte sofort die Kugel des Kornelius. Der kannte seinen Blutsbruder zu genau, um an seinen Verrat zu glauben.

Zwar erlitt Kornelius in diesem Gefecht schwere Verluste, aber er selbst entkam doch, sammelte seine Getreuen aufs neue um sich und führte den Guerillakrieg weiter, bis es dem Hauptmann Volkmann gelang, ihn zu fangen.

— — — — — — — — —

Was war an jenem Unglücksmorgen geschehen?

Der Befehl des Oberkommandos, den Angriff einzustellen, hatte die Kompagnie des Hauptmanns von Rappard, — er ist im September 1914 bei Somdsontain im Kampfe gegen die Engländer gefallen, — nicht erreicht. Es war ihr gelungen, die Spur des Kornelius zu finden und die durch die Anwesenheit Troas in Sicherheit gewiegten Hottentotten überraschend anzugreifen.

Dieser aus Unkenntnis der Verhältnisse erfolgte Angriff hatte den „Rauhreiter" das Leben gekostet.

An demselben Tage landete eine blonde Frau in Lüderitzbucht, von Sehnsucht nach dem geliebten Gatten getrieben, — und wußte noch nicht, daß sie Witwe war.

Deutsche Arbeit in Gibraltar

Der Gebel al Tarik, den der maurische Feldherr Tarik bei seinem Einfall in Spanien 711 besetzte und befestigte, ist in geschichtlicher Zeit eigentlich niemals so recht spanisch gewesen. Der Felsen, eine der Säulen des Herkules — die andere ist der auf der afrikanischen Küste nur 37 Kilometer entfernt liegende Felsen von Avila bei Ceuta — wurde allerdings 600 Jahre später von König Ferdinand II. von Kastilien den Mauren entrissen, aber die Spanier konnten sich dort nur 30 Jahre lang behaupten, und erst im Jahre 1462 wurde die Festung durch Guzman, den Herzog von Medina, nach einer hartnäckigen und langwierigen Belagerung den Mauren wieder entrissen. Der deutsche Kaiser Karl V., der als spanischer König wiederholt glückliche Kämpfe gegen die afrikanischen Raubstaaten zu führen hatte, ließ die Festung Gibraltar, die für ihn als Flottenstützpunkt von größtem Wert war, neu ausbauen, und zwar durch den deutschen Ingenieur Speckel aus Straßburg, und wieder war es ein Deutscher, der Feldmarschall-Leutnant Prinz Georg von Darmstadt, der im Spanischen Erfolgekrieg im Jahre 1704, als eine englische Flotte unter Admiral Rooke vor Gibraltar erschienen war, die Festung eroberte; mit nur 180 Mann landete er und eroberte die völlig unzureichend verteidigte Stadt nach kurzer Belagerung. Seit dieser Zeit ist Gibraltar der Nagel im Fleische Spaniens geblieben und zugleich ein Zeichen der Ohnmacht des Königreichs, denn im Frieden von Utrecht (1713) wurde die Festung nach fruchtlosen Versuchen des Königs Philipp II. und des französischen Marschalls Tesse, sie wieder zu erobern, endgültig den Engländern zugesprochen.

Noch dreimal versuchten die Spanier ihr Glück, aber ihre Versuche schlugen jedesmal fehl. Als beim dritten Versuch im Jahre 1781 die Engländer durch einen glücklichen Ausfall die Batterien der Spanier zum Schweigen gebracht und ihre Belagerungsbauten erobert hatten, versuchten die Spanier, von der Seeseite der Festung beizukommen. Dieser Versuch wurde durch die Erfindung eines ehemaligen hannoverschen Nagelschmiedes Namens Schwackenduch aus Hoya vereitelt. Die Spanier hatten schwimmende Batterien erbaut, die zum Schutze gegen die Geschosse der Engländer mit Eisen beschlagen waren, und suchten mit ihrer Hilfe die Zufuhr abzuschneiden und die Festung auszuhungern. Da erinnerte sich der frühere deutsche Nagelschmied seines alten Handwerks und führte dem englischen General Lord Elliot, unter dem er wie viele seiner hannoverschen Landsleute diente, ein Verfahren vor, wie man viele Kugeln zu gleicher Zeit glühend machen konnte, und schlug ihm vor, mit diesen einfachen Brandgeschossen die spanischen Batterien draußen auf dem Meere zu vernichten. Der Versuch gelang vollkommen, und am 13. und 14. September 1782 ging eine Batterie nach der anderen in Flammen auf. Der im folgenden Jahre abgeschlossene Frieden sicherte abermals den Engländern die Festung Gibraltar bis auf den heutigen Tag, und jedes neue Jahr trieb den Nagel fester und tiefer in das Fleisch des spanischen Volkes.

— Ein Lichtstrahl legt 187,000 Meilen in der Sekunde zurück.

*

— Die Geschwindigkeit des Schalles ist 743 Meilen in der Stunde.

*

Schulen sind besser als Zuchthäuser.

*

Keine Sünde hat ein blödsinnigeres Gesicht, als die Selbstüberhebung.

Eindrücke von der Verdunner Front.

Von Georg Queri.

Großes Hauptquartier, 9. Juni.

Von dem Teich in der Vaux-Schlucht fliegen vier Höhen auf, die auf ihren Rücken ansehnliche Wälder tragen: nördlich der Caillette- und der Hardoumont-Wald, südlich der Chapitre- und Fumin-Wald. Der Teich in der Mulde, den der Vauxbach als ein magerer Faden durchzieht, frißt sich auf den Karten noch als ein Wässerchen von fast zehn Morgen Raum; aber die Granaten haben seine Uferränder zerrissen und aus dem kleinen Idyll einen Morast gemacht, den die Sonne langsam austrocknen wird. Bös sind die Wälder auf den Höhenrücken rings um den Teich zusammengeschossen. Der Caillette-Wald am meisten; zuerst traf ihn das vorbereitende Feuer unserer Artillerie tagelang mit allen Kalibern, und als der Wald in unseren Händen war, regnete das Rachefeuer der Franzosen auf ihn herab.

Eine Kriegswüste, die ganze Gegend.

Die Weinberge, die vom Osthang des Forts Vaux bis dicht an Damloup heranreichen, waren schon anderthalb Jahre lang von französischen Territorialtruppen begangen worden, ehe noch der deutsche Vorstoß erfolgte. Sie waren in ihrer östlichen Hälfte zu Grabenstellungen umgepflügt und sind heute ein Gewühl von zerstampfter und zerschossener Erde, aus der das Unkraut schießt.

Unzähliges Granaten sind auf das Fort niedergegangen. Sie zertrümmerten es zum größten Teil und warfen Schutthalden auf, in denen die beiden kleinen ruhmbedeckten deutschen Abteilungen vier Tage lang sich bargen und hielten, immer die schußbereiten Gewehre nach den Kasematten richtend, in denen die Besatzung des Forts auf die Erlösung wartete.

Sie kam nicht. Wütende Anstürme der französischen Hilfstruppen erstarben in einem Vernichtungsfeuer, und der Kapitän Raynal konnte nur den Lärm der nahen Kämpfe in seinem Schlupf vernehmen. Er hoffte und ergab sich nicht.

Hatte er Mittel, sich mit seinen Freunden zu verständigen? Es hat fast den Anschein. Vielleicht lebten noch ein paar Brieftauben in ihrem Schlage oder es war noch eine der Leitungen intakt, die vom Fort in großer Anzahl nach den rückwärtigen Verbindungen liefen. Am Mittwoch morgen, zehn Minuten vor sechs — so behauptet der französische Bericht — war das Fort noch in französischen Händen, und man kann also annehmen, daß die letzte Taubenmeldung diese Zeitangabe enthielt, oder daß um diese Minute der Kapitän zum letztenmal anklingelte.

So konnte er auch noch erfahren, daß man ihn zum Kommandeur der Ehrenlegion ernannt hatte. Eine bittere Freude: das Häuflein seiner Belagerer hatte mit unglaublicher Kühnheit ein Maschinengewehr über das freie Gelände geschleift und zielte nach den Kasematten.

Und das Fort war noch in den Händen der Franzosen! Joffre konstatiert das, weil sich noch französische Soldaten, lebende, verwundete und tote, hinter dem dicken Gemäuer am Kehlgraben hielten, aus denen sie nie wieder frei entkommen konnten.

* * *

Ich sagte zu einem der Gefangenen aus dem Caillette-Wald: „Das Fort Vaux ist in unserer Hand!" — „Schön. Und haben Sie auch Souville?!" Eine waschecht französische Antwort. Man wird sie mit geänderten Ortsnamen noch einigemal hören müssen. Damals, als wir Douaumont fest in Händen hatten, hieß es: "Eh bien, et le fort de Vaux!?"

Man ärgert sich manchmal über den starken Optimismus des Feindes. Sollte man ihn nicht lieber achten?

Die Befehle des französischen Generalstabes über die Verteidigung von Verdun ergeben der Reihe nach den festesten Willen eines Befehlshabers und eine verzweifelte Mobilisierung der Gesamtkraft. Aber wie sah's vor dieser Willenskundgebung aus? General Herre würde die Festung nie gehalten haben, sagt man drüben.

De Castelnau scheint die Verteidigung der Festung durchgesetzt zu haben. Der Plan wird erst am 23. Februar durch den Befehl des Generals Langle de Cary offiziell: „Jeden Punkt, jedes Randstück, und wenn die feindliche Welle es völlig umgibt, um jeden Preis zu halten." Am 24. und 25. wiederholen sich diese Befehle: "Les positions de la rive droite de la Meuse devaient être tenue coûte que coûte." Am 25. abends erhielt General Pétain die letzte kräftige Mitteilung des Generalissimus: "Tout chef qui donnera un ordre de retraite sera traduit devant un conseil de guerre."

Man sieht: mit Kraftworten wurde nicht gespart.

Auch auf dem linken Maasufer nicht. Die Befehle des Generals de Bazelaire werden "après la guerre" hart und russisch in der Kriegsgeschichte erscheinen. Ich habe einige davon hier schon mitgeteilt. Neuerdings fand ich eine seiner interessantesten Leistungen, einen Befehl, der menschlichere Seiten aufzieht. Er ist vom 22. April datiert, aus einer Zeit also, in der vom Wald von Avocourt bis zum Toten Mann mancher der besten französischen Infanteristen den freiwilligen Tod vorzog einem Leben im Schlamm, in Hunger und Kälte und dem wahnwitzigen Feuer der deutschen Geschütze.

Und außerdem hatte Bazelaire am linken Flügel viel Südfranzosen liegen, über die in der Gesamtarmee Uebles erzählt wurde. Ihnen gegenüber mußte der General nach anderen Tönen suchen:

„Unsere alten Haudegen verstanden es ohne Stiefel zu marschieren und unter den kalten Sternen zu schlafen — aber sie schlugen den Feind! Ihr müßt im Schlamm arbeiten, Kameraden, ihr schafft im Wasser, das den Tag über zerstört, was ihr nachts geleistet habt. Ihr Kinder einer wärmeren Sonne, ihr müßt unterm Regen schlafen. Vorwärts! Alles an die Arbeit ohne Rast! Brummt, meine Freunde, das entspannt die Nerven. Aber habt ein kühnes Herz im Leib und Schmalz in den Armen und klappt die Boches, bis sie versagen und zugrunde gehen. Der Sieg gehört dem, der den Kopf am steifsten trägt!"

Aber die Boches nahmen die Kinder der Sonne gefangen.

* * *

Ich sah Gefangene aus dem Kampfgebiet von Vaux kommen — aus einer Hölle kamen sie! — aber ich staunte, wie rasch sie sich wieder aufrappelten. Sie waren aus Gräben genommen, in denen sie stundenlang mit einer sich ins Grauenhafte steigernden Angst gekauert hatten, während die schweren deutschen Granaten niedertobten. Sie hatten ihre Hände hochgehoben, als unsere Leute vorstürmten, sie suchten mit irren Augen den Blick des Siegers: „dahin laufen, Franzmann, dahin laufen!" — und rannten und stolperten in die feindlichen Reihen hinüber. Sie empfanden kaum, daß sie Gefangene waren, sie waren nur Erlöste. Sie streckten sich der Länge nach hin und warteten, bis man sie abführte. Schweigend gingen sie dann mit ihren Geleitern. Jetzt kam Sperrfeuer von der französischen Seite her — sie liefen um ihr Leben. Und kamen endlich an den Sammelplatz und begannen wieder aufzuatmen.

Ein paar Stunden später — sie plauderten wieder. Rast im Tal. Ein Kleeblatt greift zu den Spielkarten! Dann essen sie gierig. Und rauchen. Ein paar sind schon quietschvergnügt, die anderen heitern sich langsam auf. Einer erzählt die Geschichte eines Kameraden, der von einem Baumstumpf zum anderen lief, um sich zu decken. Er schlenkert den Körper hin und her und will mit Grimassen die Angst des Fliehenden wiedergeben. Wie sie alle lachen. Als wäre alles, alles schon vergessen.

Sie waren weitergeschafft worden; Tausende von Papierschnitzeln bezeichneten den Platz, auf dem sie gelagert hatten. Ein rundes Hundert der Gefangenen hatte die schweren Helme abgeworfen. Ich hob einen auf — hinter dem Lederfutter stak ein Brief, den eine Frau in der Angst ihres Herzens geschrieben hatte. Er war ganz phrasenfrei; keine Spur von einem Widerhall von Zeitungszeilen, nur Angst und Elend. Der Mann hatte der Frau verheimlichen wollen, daß er vor Verdun kämpfe. Die Gerüchte, die über diesen Kriegsschauplatz gingen, waren zu schrecklich, er wollte die Frau schonen. Aber sie erfuhr's und schrieb:

„Amiens, den 19. Mai. Ich bin unglücklich, Dich vor Verdun zu wissen. Und ich hatte so sehr gehofft, Du möchtest dieser furchtbaren Schlächterei fern bleiben dürfen. Du armer Liebster, was hast Du schon an der Somme gelitten! Wirst Du abermals dem Schrecklichen entrinnen? Ich bitte Dich, habe die Kraft, die grausamen Prüfungen zu ertragen, die noch vor Dir liegen. Ich schwöre Dir, daß ich nur an Dich denke und den Kummer nicht los werde, Dich vor Verdun zu wissen. Wenn ich die Hoffnung nicht hätte, daß dieser Krieg nun bald zu Ende geht! Es ist grausam, wenn man zwei, die sich lieben, zweiundzwanzig Monate fern von einander hält — aber alle Welt sagt, dieser Krieg müsse viel eher zu Ende gehen, als man glaubt. Mein braver Leon, Du darfst nicht glauben, daß das Schwätzer sind, nein, diese Leute sind sehr gut unterrichtet. Fasse Mut, mein lieber Leon, dieses Leben kann keine fünf Jahre so weiterdauern — lieber sterben. Nein, mein geliebter armer Mann, ich weiß es nur zu gut, wo Du bist, es ist kein Traum von mir, und ich bete, daß Du von dem schrecklichen Gemetzel fortkommst. Ich wünsche Dir eine Verwundung, mein Geliebter, und Du weißt, daß ich es nicht darum tue, um Dich leiden sehen zu müssen. Ich wünsche Dir das, damit Du wieder zu mir und unserem kleinen Pierre zurückkommst. Heiße mich keinen Narren darum, Du, der Du mir das Liebste auf der Welt bist . . ."

*

Es kam ein Häuflein frisch verwundeter Franzosen.

Als sie längst innerhalb der deutschen Linien marschierten, hatte der Flieger sie gesehen und gemeldet. Und der Franzose legte Sperrfeuer vor — er erkannte seine Leute nicht und schoß auf sie.

Sie schimpften lange. Einer nur war still und hüstelte krank und elend.

„Na, mon vieux, seid Ihr auch verwundet?"

„Nein, mein Herr, nicht verwundet. Sie trafen den Unterstand, nicht wahr? Er begrub mich." Dann hüstelte er wieder krampfhaft.

Ich las den Krankenzettel, der auf seinen Rock geheftet war: Verschüttet.

„Verschüttet?"

Er drückte beide Hände auf die Brust und nickte, während ihn wieder der Husten packte. Seine Kameraden sagten: „Er war nie recht gesund auf der Brust. Er ist schon achtunddreißig Jahre alt."

„Verheiratet?"

„Ja. Er hat vier Kinder. Er arbeitet in Paris."

Jetzt hatte er seinen Becher Kaffee getrunken und fühlte sich wieder wohler. Er erzählt: „Gefangen, gut, aber nicht tot, mein Herr! Aber ich war dem Tod so nahe." (Er will mir mit den beiden sich nähernden Zeigefingern andeuten, wie nahe er dem Tode gewesen sei.) „Es waren aber Deutsche in unserem Graben. Ich schrie: Kamerad, Kamerad! Dann kam einer heran und arbeitete mit dem Spaten. Ich schrie immer: Kamerad, Kamerad! Er arbeitete schneller, und dann sagte ich durch die Wand: Ich habe vier Kinder zu Hause. Dann grub er mich aus, ja."

Der Kamerad an seiner Seite ergänzte: „Um den Hals bist du ihm gefallen, das weiß ich!"

„Ja," sagte der Mann, „das glaube ich. Das kann sein, nicht wahr?"

Ich habe den Namen des braven deutschen Mannes nicht erfahren können, der diesen kleinen armen Feind ausgrub.

Während er sein Samariterwerk vollbrachte, legte der Franzose schweres Feuer auf seine verlorenen Gräben. Aber der Mann arbeitete und rettete.

Der Pariser heißt Felix Monteil und stand im 24. Regiment. Sagt seiner Frau und den vier Kleinen, sie sollen das Wort „Boche" nicht mehr aussprechen, nicht wahr?

Die irische Sprachbewegung.

Die Feindschaft der Irländer gegen das herrschende großbritanische Staatswesen wird meistens nur unter dem Gesichtspunkte der politisch-wirtschaftlichen Unterdrückung betrachtet, neben der die sprachlichen Gegensätze, die sonst im Mittelpunkte der Nationalkämpfe stehen, verschwinden. In der Tat haben die Iren die Bedeutung der Sprache für die Behauptung ihres Volkstums reichlich spät erkannt, und in den jahrhundertelangen irisch-englischen Kämpfen tritt das Recht des nationalen Idioms hinter andere Gegensätze und Forderungen ganz zurück. Wenn man die Sprache zum alleinigen Merkmal der Nationalität erheben wollte, so würde man den Iren eine solche heute kaum noch zuerkennen können. Denn nach dem letzten Zensus sprachen von den 4 Millionen Iren, die englische Untertanen sind, nur noch 4 Prozent irisch; die übrigen haben das Englische als Muttersprache angenommen. Dennoch wäre es falsch, anzunehmen, daß der Sprachenkampf bereits endgültig zugunsten des Englischen entschieden sei. Die nationale Welle der letzten Jahrzehnte hat den Iren den Wert einer eigenen Sprache zum Bewußtsein gebracht. Eine Gegenbewegung setzte ein, die nicht nur die Wiedergewinnung der sprachlich entnationalisierten Volksteile mit Eifer und sichtlichen Erfolgen betrieb.

Die Ideen der Sprachbewegung und die Mittel zu ihrer Durchführung kamen aus Amerika, wo das irische Vereinswesen zuerst über die Periode der Verschwörungen und Geheimbündelei hinaus zu positiven Aufgaben zu gelangen suchte. In der „Gälischen Liga" wurde unter Douglas Hyde die tragende Organisation geschaffen, um diesseit und jenseit des Ozeans die Dreiheit von Familie, Schule und Presse in den Dienst des nationalen Sprachguts zu stellen und das Volk mit dem Geiste dessel